

SPIEGEL-Gespräch

„Typisch, 'ne Fünf in Mathe“

Der Übersetzer Harry Rowohlt über das Erben, das Trinken und die irische Literatur



Rowohlt (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Ich bin reaktionär, mir gefällt es, wenn ich kapiere, worum es geht“

Der Sohn

des berühmten Verlagsgründers Ernst Rowohlt, Harry Rowohlt, ist längst aus dem Schatten des Vaters getreten: Der Übersetzer, *Zeit*-Kolumnist („Pooh's Corner“), Schauspieler und kauzig-kluge Vortragskünstler hat heute mit dem Rowohlt Verlag nichts mehr gemein außer dem Namen. Rowohlt, 51, als Übersetzer des irischen Schriftstellers Flann O'Brien („In Schwimmen-zwei-Vögel“) bekannt geworden, geht dieser Tage mit dem frisch übertragenen Werk eines anderen Iren auf Lesetournee: mit Frank McCourts Autobiographie „Die Asche

meiner Mutter“ – von der Literaturkritik in höchsten Tönen gelobt. „Irland und seine Diaspora“: Der Themenschwerpunkt der diesjährigen Frankfurter Buchmesse – Beginn an diesem Mittwoch – scheint wie zugeschnitten auf den in New York lebenden Spätdebütanten. McCourt, 66, erzählt, von Rowohlt meisterlich eingedeutscht, eine irische Kindheit in den dreißiger und vierziger Jahren: Memoiren, die sich zum großen Roman weiten. Rowohlt, dessen Lesungen längst ein Publikumsrenner sind, liebt an dem Buch vor allem eins: „daß es, obwohl ständig gehungert und gestorben wird, so komisch ist“.

SPIEGEL: Herr Rowohlt, wie entstand Ihre Vorliebe für irische Literatur?

Rowohlt: 1966 habe ich zum erstenmal „At Swim-Two-Birds“ von Flann O'Brien in der deutschen Übersetzung von Frau Dr. Lore Fiedler gelesen und war danach für die Gegenwartsliteratur verloren. Das meiste, was ich danach noch las, stand schon in diesem Buch, und zwar schöner.

SPIEGEL: Sie haben aber in jungen Jahren nicht nur Irisches gelesen?

Rowohlt: Ich habe alles gelesen, was mir unter die Augen kam. Meistens heimlich, weil ich ein schlechter Schüler war und

* Mit den Redakteuren Volker Hage und Martin Doerry.

eigentlich Schularbeiten machen sollte. Das muß man sich mal vorstellen: In einem Verlegerhaushalt mußte man heimlich Weltliteratur lesen!

SPIEGEL: Ihr Vater war der Verlagsgründer Ernst Rowohlt. Und der hat bei Ihnen das Lesen nicht gefördert?

Rowohlt: Nein, überhaupt nicht.

SPIEGEL: Dabei gab es ja wohl genug Bücher daheim.

Rowohlt: Eben! Man kann so was nicht verbieten und gleichzeitig Regale um Regale voller Bücher haben. „Unter dem Milchwald“ von Dylan Thomas fällt mir dabei ein. Das durfte ich auch nicht lesen, weil mein Vater es schweinisch fand. Ich habe es natürlich doch gelesen, und mein Vater sagte: „Typisch. 'Ne Fünf in Mathe, aber Mischwald lesen.“

SPIEGEL: Sie werden immer wieder mit dem Satz zitiert: „Rowohlt heißen ist Scheiße.“ Haben Sie das wirklich gesagt?

Rowohlt: Nein, aber ich erklär's Ihnen: Der *Stern* machte eine Serie über Erben. Ich hatte zwar nichts geerbt und werde auch nicht viel erben, aber ich habe gleich professionell gefragt, ob man dafür Informationshonorar kriegt, und da hat man mir gesagt: „1000 Mark.“ 1000 Mark hatte ich noch nie besessen, woran die eigentlich schon hätten merken können, daß ich gar nichts in der Serie zu suchen hatte. Es erschien ein ziemlicher Stuß im *Stern*, und das fand ich auch nicht weiter schlimm. Ich hatte meine 1000 Mark, und die beiden Kollegen vom *Stern* waren ohnehin so schnell abgefüllt gewesen, daß sie nicht viel von dem Interview mitgekriegt haben dürften. Wenn ich Heiner Goebbels wäre, könnte ich sagen: „Goebbels heißen ist Scheiße“, aber „Rowohlt heißen ist Scheiße“ kann ich gar nicht gesagt haben.

SPIEGEL: Ist also hiermit dementiert. Aber wieso sind Sie kein Millionenerbe?

Rowohlt: Weil man als Buchverleger keine Millionen scheffelt und deshalb auch keine vererben kann. Es wurde damals nötig, den Rowohlt Verlag an die Holtzbrinck-Gruppe zu verkaufen – unter anderem wegen finanzieller Schwierigkeiten –, und da habe ich die 49 Prozent, die mir gehörten, verkauft. Meinem Bruder gehörten damals 51 Prozent. Aber geerbt hatte ich nur die Anteile, nicht den Nießbrauch, den hatte meine Mutter geerbt. Seitdem stehe ich im Ruf, Millionär zu sein, und meine arme Mutter hat den Ärger mit der Kohle.

SPIEGEL: Und Sie hätten den Verlag nicht übernehmen wollen?

Rowohlt: Möchten Sie etwa irgendwo arbeiten, wo Sie nicht kündigen können?

SPIEGEL: Hmm.

Rowohlt: Ich war Lehrling bei Suhrkamp/Insel gewesen, und das war für mich eine wunderschöne, lehrreiche Zeit. Danach ging ich als Volontär zu Rowohlt und kam mir vor wie im Straflager.



Autor McCourt
Gemeiner Kunstgriff



Verlagsgründer Ernst Rowohlt (1960)
Vor Lachen aus dem Bett gefallen

SPIEGEL: Da war Ihr Vater nicht mehr am Leben. Lag es an Ihrem Bruder Heinrich Maria Ledig-Rowohlt?

Rowohlt: Der hatte mit dem Betriebsklima relativ wenig zu tun. Ich habe ihn sehr geliebt, aber daß er sich übermäßig für Menschen interessierte, kann man nicht sagen. Er hatte zum Beispiel eine Sekretärin, die wiederum zwei Sekretärinnen hatte, und an die eine der beiden Sekretärinnen seiner Sekretärin konnte er sich nicht gewöhnen. Immer wenn die reinkam, sagte er: „Na, mein Täubchen, wer sind Sie, was kann ich für Sie tun?“ Ich habe monatelang bei ihm auf dem Papierkorb gesessen und zugehört und dabei mindestens soviel gequalmt wie er. Und irgendwann, so nach vier Monaten, bot er mir eine Zigarette an und sagte: „Ach nee, du rauchst ja nicht. Sehr vernünftig, mein Lieber.“

SPIEGEL: Das klingt aber nicht gerade nach Straflager.

Rowohlt: Das Straflager bestand aus allem anderen. Der Rowohlt Verlag war durch Kriegskameraden meines Vaters geprägt, die ihm in der Etappe angenehm aufgefallen waren. Ich hätte, um mich wohl zu fühlen, erst mal 180 Menschen feuern müssen, und damit wäre der Verlag, was Abfindungen betrifft, sowieso erledigt gewesen.

SPIEGEL: Wollte Ihr Vater nicht, daß Sie Verleger werden?

Rowohlt: Als er auf dem Sterbebett lag, von dem wir beide noch nicht wußten, daß es das Sterbebett sein würde, habe ich ihm – ich war 15 – den gesamten „Schwejk“ mit verteilten Rollen vorgelesen. Da ist er gleich zu Anfang bei der Stelle „... Ferdinand Koboschka, der was den Hundedreck sammelt ...“ vor Lachen aus dem Bett gefallen und hat zu meiner Mutter gesagt: „Alles zurück, der Junge wird nicht Verleger, der Junge wird Schauspieler!“ Den ersten Teil des Wunsches habe ich ihm schon erfüllt.

SPIEGEL: Und warum sind Sie kein Schauspieler geworden?

Rowohlt: Bin ich doch; denken Sie an die „Lindenstraße“. Ich glaube sogar, ich bin so ziemlich all das geworden, was meine Vorfahren gern geworden wären oder auch gewesen sind.

SPIEGEL: Zählen Sie mal auf!

Rowohlt: Mein Großvater mütterlicherseits war Journalist – Sitzredakteur, also verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes beim Bochumer *Volksblatt* –, und immer, wenn er im Knast saß, fing er an zu dichten, richtig hinten gereimt.

SPIEGEL: Als Lyriker sind Sie uns bisher noch nicht aufgefallen.

Rowohlt: Ich als Lyriker nicht aufgefallen? Na, erlauben Sie mal! Mein einziges Gedicht ist sogar von Hans Werner Henze vertont worden. Wenn das nicht auffällig ist.

SPIEGEL: Können Sie es vortragen?

Rowohlt: Gesungen nicht. Es heißt „Gebet des Nashorns“ und geht so: „Lieber

Gott, Du bist der Boß. Amen, Dein Rhinoceros.“ Und das wird heute aufgeführt als „Gebet des Nashorns von Hans Werner Henze“, eine ungeheure Sauerei! Normalerweise steht dahinter in Klammern Lennon/McCartney – und nicht nur McCartney.

SPIEGEL: Sie gehen in diesen Tagen auf Lesetournee mit Ihrer Übersetzung der Autobiographie „Die Asche meiner Mutter“ von Frank McCourt, eines Amerikaners irischer Abstammung*. Die irische Literatur ist in diesem Jahr Schwerpunkt der Frankfurter Buchmesse. Fühlen Sie sich als Fachmann?

Rowohl: Davon abgesehen, daß ich nicht damit auf Tournee gehe, sondern hauptsächlich Flann O'Brien und eigenen Kleinschweif vortrage, also, wie es bei uns Vortragskünstlern heißt, „bunt arbeite“, bin ich ganz froh darüber, plötzlich als Fachmann für irische Literatur zu gelten, weil ich vorher als Fachmann für Kinderbücher galt und danach für Comics. Fachmann wird man relativ schnell. In Wahrheit habe ich bisher 91 Bücher, drei Theaterstücke und einen Film übersetzt, und nur zweieinhalb der Autoren waren Iren; die meisten waren Amis.

SPIEGEL: Wer war nach O'Brien der zweite Ire?

Rowohl: Mervyn Wall. Ein düsteres Kapitel.

SPIEGEL: Warum?

Rowohl: Ich habe den mal mitten in der Nacht angerufen, weil es wieder eilig war. Normalerweise stelle ich eine Inkompetenzliste zusammen von allem, was ich nicht verstanden habe, aber für einen Brief hin und einen zurück reichte die Zeit nicht mehr. Also habe ich ihn angerufen, und weil ich möglicherweise ganz leicht angeheitert war und entsprechend risikobereit, habe ich ihm bei der Gelegenheit auch noch gesagt, daß ich sein Buch für ziemlichen Mist halte. Und sehr viel später, beim 1. Internationalen Flann-O'Brien-Symposium in Dublin, haben wir uns getroffen, und er hat in ziemlich bedrohlichem Tone gesagt: „So you are the maaan!“

SPIEGEL: Und mit Nummer zweieinhalb, dem irischen US-Autor McCourt, gehen Sie gemeinsam auf Lesetournee?

Rowohl: Nein, gemeinsam treten wir nur ein einziges Mal auf. Der Luchterhand Verlag hätte gern eine gemeinsame Tingeltour gehabt, aber ich finde, es sind kaum langweiligere Veranstaltungen denkbar als solche mit Autor und Übersetzer. Außer bei Jewtuschenko. Es gab eine Anfrage von einem Göttinger Veranstalter, der wollte zur Zeit der Frankfurter Buchmesse Mary Breasted, Frank McCourt und mich buchen – in Göttingen, während der Messe! Da habe ich

ihm ausrichten lassen, was er eigentlich gegen Robert De Niro hätte? Und Sharon Stone und Michael Douglas?

SPIEGEL: Die deutsche Übersetzung des Buches von McCourt ist noch vor dem Original erschienen. Wie erklärt sich das?

Rowohl: Ja, zweieinhalb Monate vorher. Das liegt an der weltbekannten Kraut Efficiency – wir Deutschen sind nun mal besser und schneller. Und zu Anfang hatte ich eine Heidenangst, daß ich den Autor überhole.

SPIEGEL: Der war noch gar nicht fertig?

Rowohl: Ich habe es warm bei ihm rausgezogen und ins Deutsche gebracht. Aber er hat dann einen richtig gemeinen Kunstgriff angewandt, um erst mal etwas Luft zu kriegen, und das erste Drittel umgeschrieben, teilweise die Namen verändert, so daß ich fürchterlich auf dem Schlauch stand. Aber das ist dann auch das einzige, wozu Lektorinnen gut sind,

„Zu mir kommen die Gesunden und Schönen, die Raucher und Trinker“

die behalten bei so was den Überblick. Und hinterher schreiben sie noch mal 400 Fehler rein, damit es spannend bleibt.

SPIEGEL: Was mögen Sie an dem Buch?

Rowohl: Daß es, obwohl ständig gehungert und gestorben wird, so komisch ist. Der Übersetzer leidet an einem Buch ja viel heftiger als der Leser – und als der Autor sowieso – und verliert bei einer so dicken Schwarte schon mal den Lebensmut. Mittendrin gerann dies Gefühl bei mir zu einem Fax an den Autor.

SPIEGEL: Wieder mit Beschimpfungen?

Rowohl: Das Fax kann ich auswendig hersagen: „Noch etwas, was ein Übersetzer nicht darf: dem Autor einer Autobiographie ein Fax schicken, in dem steht, es ist ganz toll, ich bin auf Seite 267, und ob er bitte seinen Helden sterben lassen kann.“

SPIEGEL: Die Antwort?

Rowohl: Keine. Ich habe mich dann damit abgefunden, daß das Buch nie aufhören wird. Ich wußte ja, daß der Autor schon über 60 ist. Mein Kollege Hans Wollschläger hat sechs Jahre für den „Ulysses“ von James Joyce gebraucht – warum sollte es mir besser gehen? Aber McCourt ist mir sowieso lieber als Joyce. Er spielt erstens in einer ganz anderen Liga und hat zweitens nichts dagegen, daß der Leser ihn versteht.

SPIEGEL: Was kann McCourt, was Autoren aus deutschen Landen nicht können?

Rowohl: Wir Deutschen haben eben unsere kreative Elite zum größten Teil umgebracht und zum kleineren Teil vertrieben, und jetzt wundern wir uns, daß wir keine Kulturnation sind. Wenn das nicht so wäre, hätte ich es nie zum

* Frank McCourt: „Die Asche meiner Mutter“. Deutsch von Harry Rowohl. Luchterhand Verlag, München; 508 Seiten; 48 Mark.

Zeit-Kolumnisten gebracht, weil die Konkurrenz zu hart gewesen wäre.

SPIEGEL: In den Rezensionen zu McCourts Buch wird auch Ihnen zumeist ein dickes Kompliment gemacht, so etwa in der *FAZ* ...

Rowohlt: ... wo über McCourt stand: „Der Vater ist Protestant, die Mutter Katholikin.“ Also, wenn der Vater Protestant gewesen wäre, hätte er wohl kaum in der IRA gekämpft, wäre nicht nach Amerika verbracht worden, wo er die Mutter des Ich-Erzählers nicht kennengelernt und den Ich-Erzähler nicht gezeugt hätte, womit die ganze Rezension ziemlich flachgefallen wäre. Das habe ich dem Rezensenten geschrieben, und der hat sehr nett geantwortet, immerhin sei er so lieb gewesen, mehrere Anglizismen nicht zu erwähnen, die mir unterlaufen seien, und an dieser Stelle setzte ich dann mit Beleidigtsein ein; die Anglizismen hätte ich nämlich gern mal erfahren.

SPIEGEL: Wie vermeiden Sie bei Ihren Übersetzungen Anglizismen?

Rowohlt: Viele Deutsche sprechen, selbst wenn sie keine Silbe Englisch können, als wäre das, was sie sagen, schlecht aus dem Englischen übersetzt. Sie sagen: „Das macht Sinn“ und verwenden „erinnern“ transitiv. Das zu vermeiden ist nicht schwer. Soviel Patriotismus muß sein.

SPIEGEL: Die Franzosen versuchen standhaft, dem entgegenzuwirken.

Rowohlt: Jawoll, per Dekret.

SPIEGEL: Sie finden das nicht lächerlich?

Rowohlt: Überhaupt nicht. Neulich konnte ich das wunderbare Wort „Münzfernsprecher“ in eine Übersetzung einbauen. Das tat gut.

SPIEGEL: Wäre „Telefonzelle“ nicht schlichter?

Rowohlt: Das war ein „pay phone“ in einer Kneipe. Also keine Telefonzelle. Sondern ein Münzfernsprecher. Ich liebe die deutschen Komposita. Als meine verstorbene Schwägerin Jane damals meinen inzwischen verstorbenen Bruder heiraten wollte, hat ihr Vater, welcher Schotte war und die Deutschen haßte, gesagt: „Ja, mach das ruhig. Die haben so schöne lange Wörter!“

SPIEGEL: Können Sie Irisch sprechen?

Rowohlt: Überhaupt nur drei Prozent der irischen Bevölkerung können Irisch. Und wenn ich es auch noch könnte, fände ich das ein bißchen sehr deutsch.

SPIEGEL: Die meisten irischen Autoren schreiben heute englisch. Die irische Sprache war lange unterdrückt.

Rowohlt: Nicht nur unterdrückt; es war regelrecht gefährlich, sie zu sprechen. Die Kinder bekamen in der Schule einen Stock um den Hals gebunden, für jedes

irische Wort, das sie sagten, kam eine Kerbe rein, und die Eltern mußten Strafe zahlen. Wenn die Eltern das nicht konnten, gab es wieder zwei Sträflinge mehr für den Export in die Kolonien. Deshalb gab es die „Heckenschulen“, in denen Lehrer heimlich hinter Hecken im Freien Kinder unterrichteten.

SPIEGEL: Verleger sind Sie nicht geworden, Schauspieler – wie Ihre Mutter – auch nicht. Gehen Sie gern ins Theater?

Rowohlt: Nein, nie. Ich habe es noch ein paarmal versucht, aber es war immer zu grauenvoll. Im anglophonen Ausland gehe ich mit großem Genuß ins Theater, aber in Deutschland gibt es nur noch hochsubventionierte Schüleraufführungen. Ich bin ein bißchen verwöhnt, weil meine Theater-Sozialisation zu Zeiten von Hilpert, Stroux und Gründgens stattfand. Meine Mutter hat mich immer in die Premieren geschleift, wo ich so Jahrhundertgenies wie Richard Münch sehen konnte. Da verstand man wenigstens, was die sagten. Ich bin reaktionär, mir gefällt es, wenn ich kapiere, worum es geht.

SPIEGEL: So blieb nur der Übersetzer?

Rowohlt: Ja. Als Jungspund bekam ich einmal mit, wie Willy Haas seine Frau Herta anraunzte, die gerade „Good bye, Columbus“ von Philip Roth übersetzte: „Ist doch ganz Wurscht, wie Philip Roth übersetzt

wird.“ Und da dachte ich mir, das ist ja ein Traumberuf, in dem es Wurscht ist, was man macht.

SPIEGEL: Eine frühe Großtat war die Neuübersetzung Ihres Lieblingsromans von Flann O'Brien. Wie kam es dazu?

Rowohlt: Weil Verleger Gerd Haffmans mir das befohlen hat. „Wieso soll ich das neu übersetzen?“ habe ich ihn gefragt, „die Übersetzung ist doch traumhaft!“ Da sagte Haffmans: „Wie ich dich kenne, kennst du noch nicht mal das Original“, und ich sagte: „Nein, das spare ich mir bis kurz vor meinem Tode auf.“ Haffmans: „Und wenn du Blödmann nächste Woche stirbst?“ Da habe ich einen Schreck gekriegt und ganz schnell das Original gelesen und bei der Gelegenheit festgestellt, daß in der bisherigen Übersetzung etwa 1200 Fehler waren.

SPIEGEL: Heute lesen Sie vor vollen Sälen. Was war bisher Ihr Rekord?

Rowohlt: Bielefeld 1988. Vier Leute. Von denen ich bis heute drei in Verdacht habe, daß sie zu der veranstaltenden Buchhandlung gehörten. Danach habe ich dreimal hintereinander das Hamburger Literaturhaus vollgekriegt, und die Vorbestellungen hätten für fünfmal gereicht. Worauf



Schauspieler Rowohlt*: Privatleben dahin

ich aber wirklich stolz bin: daß ich alle drei Male nicht reingelassen wurde. Ich sagte am Eingang: „Ich soll hier heute abend...“ „Nee“, wurde mir gesagt, „das kann gar nicht sein, wir haben hier heute abend Dichterlesung.“

SPIEGEL: Zufrieden mit dem Publikum?

Rowohlt: Mein Publikum ist sowieso Elite. Ich war vorgestern bei einer echten

* 1995 in der Fernsehserie „Lindenstraße“.

Dichterlesung, da kamen so richtig die Mühseligen und Beladenen hin und haben die ganze Zeit gehustet und unterm Arm gerochen. „Was bin ich doch für ein Glückspilz“, habe ich da gedacht, „zu mir kommen die Gesunden und die Schönen, die Jungen und die frisch Gebadeten, die Raucher und die Trinker.“

SPIEGEL: Gibt es noch TV-Ambitionen, nach dem Zwischenspiel als Penner in der „Lindenstraße“?

Rowohlt: Nö, ich gehe nie ins Fernsehen. Ich finde, daß 30 Sekunden im Fernsehen schlimmer sind, als wenn man 15 Jahre lang in jedem Postamt auf dem Fahndungsplakat steht. Dann ist auch noch das letzte bißchen Privatleben dahin, und man kann nicht

mehr beim Straßenfest in die Begrünung kotzen, ohne daß jeder weiß, wer das war.

SPIEGEL: Hat Ihnen die Fernsehprominenz gar nichts genützt?

Rowohlt: Doch, Nachtportiers lassen mich nach einer Lesung neuerdings ins Hotel. Die denken sich offenbar: „Der arme Mann muß so aussehen. Der macht das nicht freiwillig.“

SPIEGEL: Herr Rowohlt, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.